

**Warum erzeugt denn das Telefon ein starkes Gefühl der Verlassenheit? Warum glauben wir, wenn in einer öffentlichen Fernsprechkabine das Telefon läutet, den Hörer abnehmen zu müssen, obwohl wir wissen, daß der Anruf nicht uns gilt? Warum erzeugt ein läutendes Telefon auf der Bühne sofort Spannung? Warum ist diese Spannung viel geringer als bei einem unbeantworteten Anruf in einer Filmszene? Die Antwort auf alle diese Fragen ist einfach die, daß das Telefon eine zur Teilnahme auffordernde Form ist, die mit ganzer Kraft der elektrischen Polarität nach einem Partner verlangt.**

**Marshall McLuhan**



# **FILM- UND MEDIENWISSENSCHAFT**

Herausgegeben von Irmbert Schenk und Hans Jürgen Wulff

ISSN 1866-3397

Esther Lulaj

# **NIMM (NICHT) AB!**

Zur Funktion des Telefons im Spielfilm

Von Metropolis bis Matrix

*ibidem*-Verlag  
Stuttgart

## **Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek**

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

## **Bibliographic information published by the Deutsche Nationalbibliothek**

Die Deutsche Nationalbibliothek lists this publication in the Deutsche Nationalbibliografie; detailed bibliographic data are available in the Internet at <http://dnb.d-nb.de>.

Coverabbildung: © 2008 Bernd Boscolo / PIXELIO

Dieser Titel ist als Printversion im Buchhandel  
oder direkt bei *ibidem* ([www.ibidem-verlag.de](http://www.ibidem-verlag.de)) zu beziehen unter der

ISBN 978-3-8382-0125-2.

∞

ISSN: 1866-3397

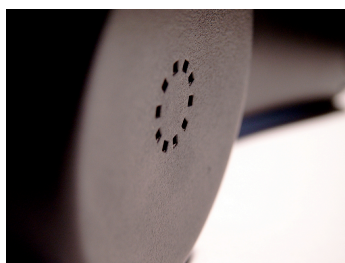
ISBN-13: 978-3-8382-6125-6

© *ibidem*-Verlag  
Stuttgart 2012

Alle Rechte vorbehalten

Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist ohne Zustimmung des Verlages unzulässig und strafbar. Dies gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und elektronische Speicherformen sowie die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

All rights reserved. No part of this publication may be reproduced, stored in or introduced into a retrieval system, or transmitted, in any form, or by any means (electronical, mechanical, photocopying, recording or otherwise) without the prior written permission of the publisher. Any person who does any unauthorized act in relation to this publication may be liable to criminal prosecution and civil claims for damages.



## **Inhalt:**

Vorwort	7
<b>Teil 1: Technikgenese und Kulturgeschichte des Fernsprechers</b>	<b>13</b>
Von der Wand in die Tasche – Die Metamorphose des Telefons	13
<b>Teil 2: Das Telefon im Spielfilm – Filmübergreifende Funktionsanalyse</b>	<b>27</b>
1. Das Telefon im Netzwerk zwischen Macht und Ohnmacht	27
1.1. Machtvolle Telefonate	27
1.2. Die Stimme der Macht	39
1.3. Mächtige Telefone	42
2. Gemeinsame Einsamkeit: Beziehungen der Fernmündlichkeit	55
2.1. Nahe Ferne und ferne Nähe	55
2.2. Anonymisierte Intimitäten	63
2.3. Kommunikationsnetze zwischen Auffangen und Einfangen	73
3. Der schmale Draht zwischen Fiktion und Wirklichkeit	81
3.1. Fernmündliche Virtualitätsgenese	81
3.2. Illusionsmaschine Telefon	88
3.3. Die Telefonzelle – ein Ort dazwischen	93
Schlusswort	99
Bibliografie	103
Anhang	111



## Vorwort

Die Medien Telefon und Film könnten Zwillinge sein. In der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts „geboren“, haben beide seit jeher die Menschheit in ihren Bann gezogen. Während die Bilder laufen lernten, gab das Telefon seine ersten Laute von sich und klingelt seitdem immer häufiger von den Leinwänden dieser Welt. In seiner rasanten Wandlung vom Fernsprecher zum digitalen Alleskönner hat es eine technische Metamorphose durchlebt sowie soziokulturelle Veränderungen evoziert. Es ist zum Identifikationsmittel moderner Gesellschaften geworden. Mittlerweile ist es aus Film und Fernsehen nur noch schwer wegzudenken. Filme wie *Dial M for Murder*, *Phone Booth* oder *Denise Calls Up* „signalisieren schon durch den Titel, daß das Telefon in der Geschichte eine wesentliche Rolle spielt“ (Bennat/Möller-Naß: 1991, 235). Aber auch in vielen anderen Filmen hatte das Telefon schon bedeutende Auftritte. Was also macht das Telefon so besonders und woran liegt es, dass es so gut zum Medium Film passt? Nun, in erster Linie stellt das Telefon Kommunikation her und ist in dieser Eigenschaft seinem medialen Bruder sehr ähnlich:

Was nämlich das Telefon von anderen Alltagsgegenständen, Maschinen, Werkzeugen signifikant unterscheidet, ist seine *kommunikative Funktion*. Dies mag auch erklären, warum das Telefon so frühzeitig 'ins Kino ging', warum es dort so häufig vorkommt und inzwischen so präsent ist, daß uns seine Anwesenheit schon fast nicht mehr auffällt (Debatin/Wulff: 1991, 9).

Seine Affinität zum Film sorgt dafür, dass das Telefon nicht einmal vor dem Stummfilm Halt macht. Und das, obwohl man meinen möchte, die Medien Telefon und Stummfilm seien inkompatibel, die akustische Welt mit der *mutistischen* unvereinbar, das Klingeln, die gesprochene Botschaft – kurz: alles, was das Wesen des Telefons ausmache, wirke dem Stummfilm entgegen. Jedoch sind sich beide Medien näher, als man auf den ersten Blick vielleicht denken mag, denn beide isolieren die Stimme, trennen sie vom Körper. Allein die Umsetzung erfolgt jeweils unterschiedlich: So versucht der Stummfilm die körperlose Stimme zu visualisieren, während sie das Telefon hörbar macht. Für Michel Chion sind das Telefon (zusammen mit dem Radio) und der Stummfilm somit ergänzende Gegenstücke:

Neither radio nor telephone, nor their complement, the silent cinema, is dualistic. Isolating the voice as they do, telephone and radio posit the voice as *representative* of the whole person. And a character in silent film, with her animated body and

moving lips, appears as the part of the whole that is a speaking body, and leaves each viewer to imagine her voice (Chion: 1999, 125).

Während sich bei einem Telefonat der Anrufer oder Angerufene zur gehörten Stimme den Körper, das Äußere seines Gegenübers vorstellt, ihn sozusagen vor seinem geistigen Auge visualisiert, stellt sich der Zuschauer im Stummfilm zum repräsentierten Körper die Stimme des Schauspielers vor. Werden nun beide Medien miteinander vereint und ein Telefonat im Stummfilm etabliert, so wechselt die Perspektive. Das Telefonat wird in erster Linie für den Zuschauer gestaltet. Dieser kann zwar nicht hören, was sich die Telefonpartner auf der Leinwand zu sagen haben, er kann dies aber in den Dialogtiteln lesen. Die fehlenden Komponenten der Tonspur, also Dialog und Geräusche, werden durch das Visuelle kompensiert. Dadurch erlangt der Zuschauer statt eines Defizits sogar noch einen Vorteil: Er erhält Einblick in Gestik und Mimik der Telefonpartner, was bei einem realen Telefonat verloren ginge. So kann er die Stimmen der Protagonisten zwar nicht hören, an ihren Körperbewegungen kann er jedoch ablesen, was die Stimme eigentlich ausdrücken will. Auf diese Weise schließen sich die beiden Medien Telefon und Stummfilm nicht aus, sondern ergänzen sich gegenseitig.

So gesehen konnte das Telefon schon früh im Film eingesetzt werden, um zwischenmenschliche Kommunikation zu thematisieren, aber auch deren Störungen und Verletzungen. Sein Vorteil ist, dass ein eintreffendes Telefonat immer und überall Kommunikation auslösen sowie unterschiedlichste Sequenzen miteinander verbinden kann. Dadurch wird es für den Film zum multifunktionalen Medium und wahren Verwandlungskünstler. Es kann Mordkomplize und Friedensstifter sein, es übermittelt Lügen ebenso wie Geständnisse. Mit Hilfe des Telefons können Befehle vollstreckt und Macht kann ausgeübt werden. Schließlich hat sich die assoziative Verbindung der Begriffe Telefon und Macht nicht erst seit der Standleitung vom Kreml ins Weiße Haus in unseren Köpfen festgesetzt. Doch während der Sender Macht ausübt, kann der Empfänger in tiefe Ohnmacht gestürzt werden. Denn das Telefon hat stets zwei Seiten, wie die Telefonleitung auch zwei Enden hat. Diese inhärente Ambivalenz ist wahrscheinlich der Schlüssel, wieso das Telefon für den Film immer wieder zur dramaturgischen Inspiration wird. Im Akt des Telefonierens überwindet das Telefon Distanzen, bringt jedoch keine Nähe. „Die Telephonie läßt das Verschwinden verschwinden, sie entfernt (den schönen Doppelsinn des Wortes Ent-Fernung bewäh-



rend) die Entfernung“ (Hörisch: 2001, 270). Und doch wird sie nie leibhaftige Nähe bewerkstelligen können. Ebenso wie sie Zweisamkeit verspricht und doch nur gemeinsame Einsamkeit halten kann. Dies hängt damit zusammen, dass das Telefon auch für den Telefonierenden eine ambivalente Situation konstituiert, denn „trotz leiblicher Anwesenheit ist er kommunikativ abwesend“ (Wulff: 1991b, 62) und umgekehrt. Will heißen, dass sich zu dem Raum, in dem sich der Telefonierende körperlich befindet, und den er mit anderen Anwesenden teilt, ein zweiter, kommunikativer Raum eröffnet, in dem er sich mit seinem Telefonpartner zum Gedankenaustausch trifft. Hans Jürgen Wulff nennt letzteren den „telefonische[n] Kommunikationsraum“ und ersteren den „leibliche[n] Wahrnehmungs- und Handlungsraum“ (Wulff: 1991b, 63). Für diejenigen, die mit dem Telefonierenden den leiblichen Wahrnehmungsraum teilen, ist jener zwar körperlich anwesend, kommunikativ jedoch nicht. Der Gesprächspartner am anderen Ende der Leitung empfindet dies genau umgekehrt – es sei denn, beide Telefonpartner stünden sich telefonierend gegenüber. Das Auseinanderfallen der beiden Realitätsebenen während eines Telefonats spaltet auch im wissenschaftlichen Diskurs die Geister. Denn es „verleiht dem Gespräch übers Telefon [...] von Anfang an Geheimnis und Poesie (so spricht der Medienästhet), aber auch Fragwürdigkeit und Fragilität (so spricht der Medienpädagoge)“ (Bräunlein: 2000, 144). In diesem Sinne können die ambivalenten Grundstrukturen, die sich im Telefonat etablieren, auch auf der Leinwand dementsprechend umgesetzt werden, um gewisse Reaktionen beim Zuschauer auszulösen. Dieser ist in seinem ganz eigenen Wahrnehmungsraum, wenn er einem Filmtelefonat beiwohnt. Im Grunde genommen wird ein Telefongespräch auf der Leinwand immer im Hinblick auf den Zuschauer vollzogen. Bernhard Debatin macht die Besonderheit deutlich, die Telefonkommunikation aufweist, wenn sie sich in einem anderen Medium konstituiert:

Ob im Spielfilm, in den Fernsehnachrichten oder in der TV-Talkshow – immer ist hier neben dem Telefonpartner zugleich auch der Zuschauer angesprochen, wird ebenso auf die Realitätsebene der telefonisch Interagierenden bezug genommen, wie auf die des virtuellen oder aktuellen Publikums (Debatin: 1991a, 17).

Somit etabliert sich neben dem inszenierten Dialog zwischen den Telefonpartnern immer auch die Ebene des angesprochenen Zuschauers. Harald Burger beschreibt dieses medienspezifische Phänomen als das Zustandekommen von zwei „Kommuni-

kationskreisen“: „Die Dialogteilnehmer sprechen nicht nur miteinander, sondern immer auch im Hinblick auf das zuhörende/zuschauende Publikum“ (Burger: 1984, 44). Dadurch entstehe ein „innere[r] Kreis des dialogischen Geschehens“ und ein „äußere[r] Kreis der Beziehung zwischen den Dialogteilnehmern und dem Publikum“ (Burger: 1984, 44). Erving Goffman spricht in diesem Zusammenhang vom „Rahmen“ des Publikums und dem der Fiktion auf Bühne oder Leinwand. Auch ein inszeniertes Gespräch weist seiner Meinung nach diese Rahmungen auf: Nach außen hin ist es als fiktiver Dialog eingerahmt, während es im Innern wiederum selbst „als ein rasch wechselnder Strom verschieden gerahmter Abschnitte [erscheint]“ (Goffman: 1977, 584). Sind die verschiedenen Rahmen der Narration für das Publikum klar abgesteckt, kann sich daraus eine Überschaubarkeit ergeben, die nicht selten in Überlegenheit und einem Wissensvorsprung mündet. Dieser Umstand wird häufig zur Beeinflussung des Spannungsbogens verwendet, indem der Zuschauer Bescheid weiß, lange bevor es die Protagonisten tun. Denn „aufgrund der Schnitttechnik kann er parallel montierten Sequenzen mehr Informationen entnehmen als der telefonierende Filmschauspieler“ (Wiegmann: 1990, 318). Dies kann mitunter sogar dazu führen, dass sich so etwas wie *Telefon-Suspense* entwickelt.

Goffmans Ausführungen über die gerahmten Abschnitte innerhalb eines Dialogs können auch auf den telefonischen Dialog (und insofern auch auf den telefonischen Dialog im Film) übertragen werden. Bewusst oder unbewusst folgt jeder Gesprächsteilnehmer nämlich gewissen Kommunikationsregeln und Konventionen, die auch im Telefondialog eingehalten werden. Konversations- und Telefongesprächsanalysen zeigen, dass diese Regeln meist nach dem gleichen Muster ablaufen und nach dem Klingeln und Abheben („summons“ und „answer“) folgende Abschnitte beinhalten:

Der Übergang von der Eröffnung zum Gesprächsthema und von dort zum Abschluß folgt zumeist festen Ritualen, die allgemein die Form /Begrüßung/ /Identifikation/ /Vorbringen des Anliegens/ /eigentliches Gespräch/ /Gesprächsbeendigung/ /Danksagung/ /Verabschiedung/ aufweisen. Die jeweiligen Umschaltsequenzen zur nächsten Gesprächsstufe sind dabei in der Regel nach dem Muster von Zug und Gegenzug als doppelte Korrespondenzpaare („adjacency pairs“) organisiert (Debatin: 1991b, 31).

Allerdings sind diese Regeln nicht allgemeingültig, sondern stark kulturabhängig. Aber selbst wenn sie von Kultur zu Kultur variieren, so können sie doch vor dem

Hintergrund des Wissens um diese Regeln bewusst gebrochen werden, um beispielsweise eine gestörte Kommunikation zwischen den Gesprächspartnern im Film darzustellen. Mit Aufkommen des Mobiltelefons zeigt sich, dass wohl zumindest eine Frage standardisiert und in den Regelkatalog aufgenommen werden wird, die in der analogen Telefonie bis dato nicht gebraucht wurde. Werden Identitätsbekundungen in Zeiten der Caller-ID überflüssig, ist die Frage nach dem Standort um so wichtiger geworden. „Wir sehen eben nicht, was der Andere macht – ja, seit der Verbreitung der Mobiltelefone wissen wir nicht einmal mehr, wo er ist“ (Münker: 2000, 193). Wie im Realen so löst das Mobiltelefon auch im Film seinen analogen Vorgänger mehr und mehr ab. Manchmal sind sie sich auch direkt gegenübergestellt, wodurch sich nicht selten Bedeutungsunterschiede und ikonografische Differenzen ergeben.

Bereits an dieser Stelle wird deutlich, dass das Telefon mehr ist, als es auf den ersten Blick scheint und mehr kann, als es auf den ersten Blick vermag. Mein Interesse gilt daher der Frage, wie das Telefon im Film eingesetzt wird und welche Funktion sein Auftritt erfüllt. Dabei lege ich mein Augenmerk besonders auf die ambivalenten Grundmuster des Telefon(ieren)s und deren Einfluss auf die Dramaturgie. Meine übergreifende Forschungsthese ist, dass das Telefon im Film deshalb so multifunktional einsetzbar ist, weil es a) immer und überall Kommunikation und damit Handlung auslösen und vorantreiben kann, und weil es sich b) aufgrund seiner ambivalenten Struktur optimal dazu eignet, die ambivalenten bis paradoxen Probleme zwischenmenschlicher Beziehungen sowie sonstige bipolare Sachverhalte zu thematisieren. In diesem Sinne sind meine Funktionskategorien auch doppeldeutig angelegt. Sie umfassen die Bereiche Macht/Ohnmacht, Nähe/Ferne, Einsamkeit/Zweisamkeit, Anonymität/Intimität und Realität/Fiktion. Die Übergänge sind dabei jedoch fließend – auch zwischen den einzelnen Kategorien, denn die Ambivalenz des Telefons lässt keine eindeutige Kategorisierung zu. So können in einem anonymen Telefonat auch stets Machtverhältnisse entstehen, während die Fiktionalität beim Telefonieren immer auch ein Wechselspiel von Anonymität und Intimität in sich birgt. In meine Analyse werden auch die technischen Veränderungen des Mediums und seine sozio-kulturellen Auswirkungen einfließen, aus denen wiederum neues Potenzial für die dramaturgische Umsetzung im Film gewonnen werden kann. Sowohl die kommunikativen, als auch die psychologischen, symbolischen, metaphorischen, ikonografischen, mythischen sowie kinematografischen Aspekte des Filmtelefonats werden dabei Beachtung finden.

Formal setzt sich die Studie aus zwei Teilen zusammen. Der erste, kürzere Teil widmet sich der Technikgenese und Kulturgeschichte des Telefons. Er bildet den historischen sowie kulturellen Hintergrund und dient als Auftakt für den Hauptteil. Dort liegt der Schwerpunkt auf der analytischen Annäherung an die Funktionen des Telefons im Spielfilm. Die funktionsrelevanten Telefonsequenzen sind mit einem Verweis auf den Timecode (TC) der Filme und gegebenenfalls auf die Einstellungsprotokolle (EP) im Anhang versehen. Der Korpus umfasst die Filme *A Perfect Murder*, *Denise Calls Up*, *Dial M for Murder*, *Lost Highway*, *Matrix*, *Metropolis*, *Paris, Texas*, *Pillow Talk*, *Phone Booth* und *Wall Street*. Die Filme als Analysegegenstand unterliegen einer rein subjektiven Auswahl. Die Werkanalyse entzieht sich daher einem allgemeingültigen Anspruch. Alle Filme wurden im Hinblick auf die besondere Funktion und Verwendung des Telefons ausgewählt. Diese Auswahl kann jedoch bei Weitem nicht für die anderen Vertreter dieser Gruppierungen stehen und schon gar nicht Anspruch auf Repräsentativität erheben. Diesbezüglich bietet die Sekundärliteratur unzählige weitere Filmbeispiele und darauf aufbauende Diskurse an. Die folgende Studie soll eher als Anregung für weitere Überlegungen zur Funktion des Telefons im Spielfilm dienen. Vor allem aber soll sie die Besonderheit des Telefons in Erinnerung rufen, die mit seiner zunehmenden Präsenz und Veralltäglichung auf den Leinwänden dieser Welt immer mehr in Vergessenheit geraten ist.

## Teil 1

### Technikgenese und Kulturgeschichte des Fernsprechers

#### Von der Wand in die Tasche – Die Metamorphose des Telefons

Die Suche nach dem Telefon war ein internationaler Wettbewerb. Philipp Reis in Deutschland, Charles Bourseul in Frankreich, Alexander Graham Bell und Elisha Gray in den U.S.A. hatten sich alle mit der Idee beschäftigt, eine Maschine zu erfinden, mit der man in die Ferne hören und sprechen konnte. Während sich Bourseul in seinem Schaffen mehr auf das Sprechen konzentriert, beschäftigt sich Reis damit, einen Hörapparat zu konstruieren. Das Rennen macht jedoch ein anderer mit einem Modell, das beides kombiniert: Am 14. Februar 1876 meldet Alexander Graham Bell das Telefon zum Missfallen seiner Mitstreiter als Patent an. Im Aufbau besteht sein Gerät aus einer dünnen Eisenmembran, einem Stabmagneten und einer Induktionspule. Über eine Leitung wird es mit einem anderen Apparat verbunden. Spricht man nun in die Schallöffnung des einen hinein, so gerät dessen Membran durch die ankommenden Schallwellen in Schwingung, wodurch in der Drahtspule Induktionsströme erzeugt werden, die die Schallwellen in elektrische Signale verwandeln. Diese werden durch die Drahtverbindung zum anderen Apparat geleitet, wo eine erneute Umwandlung geschieht: Die elektrischen Ströme versetzen die Membran hinter dem Magneten in äquivalente Schwingung, wodurch die gleichen Laute entstehen, die zuvor ausgesendet wurden. [Vgl. Baumann: 2000, 11 / Beyrer: 2000, 65 ff. / Zelger: 1997, 17f.]

Die Neuigkeit über die Wundermaschine verbreitet sich in kürzester Zeit über den ganzen Globus. Bereits ein Jahr später erreichen die Bellschen Apparate Deutschland, als der Berliner Generalpostmeister Heinrich von Stephan vom Chef des Londoner Telegrafenamtes ein paar zur Ansicht erhält. Von Stephan ist angetan von dem neuen Medium und ordert die Installation einer ersten Leitung an, die das Generalpostamt mit dem Generaltelegrafenamts verbinden soll. Fortan produziert die Firma Siemens & Halske die ersten deutschen Fernsprecher. Dies sind relativ große Apparate, die vorwiegend an der Wand hängen. Die Idee eines Fernsprechnetzes liegt damals noch in weiter Ferne. Während sich das Ortsnetz in den amerikanischen

Großstädten rasend schnell ausbreitet, existiert in Deutschland diesbezüglich noch keine Nachfrage. 1881 zählt die erste Fernvermittlungsstelle in Berlin gerade einmal acht Teilnehmer. Das erste Fernsprechverzeichnis wird scherzhaft „das Buch der 94 Narren“ genannt. In ihm sind vor allem Banken, Behörden, Fabriken, Geschäfte und die Börse verzeichnet. [Vgl. Baumann: 2000, 11ff. / Zelger: 1997, 20f.]

Der *Fernsprecher* macht im Anfang seiner Karriere auch nur *Naherfahrungen*, denn Telefonate werden ausschließlich in die nächste Nähe geführt. Diese sind dann keine Telefongespräche im wechselseitigen Zug-Gegenzug-Verfahren, wie sie heutzutage üblich sind, sondern gekennzeichnet durch einen einseitigen, militärisch knappen Telegrammstil. Im Grunde genommen ist das damalige Telefon ein „einseitiges Nachrichtenmittel“ (Zelger: 1997, 20), von dem aus ein Sender eine Botschaft an einen Empfänger richtet. Diese Botschaften sind dann meist Befehle „von oben“, denn zu den ersten Telefonbesitzern zählen „Geschäftsleute, Rechtsanwälte, Ärzte“ (Zelger: 1997, 54). Da Telefonieren in den ersten Jahrzehnten eine kostspielige Angelegenheit ist, die sich nur sehr Wenige leisten können, wird es schon damals schnell zum Statussymbol. So signalisiert die Oberschicht ihre besondere Stellung mit speziellen „Schmuck- und Sonderapparaten“ (Zelger: 1997, 21), von denen aus dann das Personal geordert wird. Bei den Angestellten hängt das Telefon meist an einem Ort, zu dem alle Bediensteten Zugang haben und stets erreichbar sind. Oft ist dieser Ort der Flur, Gang oder ein Vorzimmer. Ab sofort können die Herrschaften das Dienstpersonal nicht nur herläuten, wie es zuvor bereits mit Glöckchen und Klingeln geschah, sondern ihm im gleichen Atemzug genaue Befehle und Instruktionen übermitteln. [Vgl. Baumann: 2000, 15f. / Zelger: 1997, 20f. und 54]

Die Einseitigkeit der Telefonnutzung verhilft dem „Einwegmedium“ (Baumann: 2000, 15) schließlich auch zu seinem ersten Schritt in den Freizeit- und Kulturbereich, indem es Opernaufführungen entlegener Festspielhäuser exklusiv in Hörkabinette und ähnliche kulturelle Einrichtungen überträgt. Dort können Opernliebhaber gegen Bezahlung in den Genuss einer fernmündlich übertragenen Darbietung kommen. Die neue Erfindung beginnt also „funktional gesehen [...] ihre Laufbahn als Radio“ (Zelger: 1997, 17). Mit seiner Verbreitung werden schließlich auch die Menschen sprechwilliger und es kommt zur Ausweitung des Telefonnetzes. Der Aufbau der Telefonverbindung geschieht nun handvermittelt über einen Kurbelinduktor – dem frühen Vorgänger der Wählscheibe. Mittlerweile sind die neuen Geräte kleiner als die großen Wandapparate und können auch aufgestellt werden. Währenddessen

vereint das Französische Telefon Mikrofon und Hörer in einem Griff und sorgt für eine entspannte Telefonatmosphäre. Die Verbindung von Anrufer zum Angerufenen erfolgt derweil über Vermittlungsbeamte, die den telefonischen Kontakt an Klappenschränken und mit Hilfe von Verbindungsstöpseln manuell herstellen. Einst ein reiner Männerberuf, erobern nun immer mehr Frauen diese Domäne. Es heißt, die höheren Frequenzen der Frauenstimmen seien bei schlechter Leitungsqualität besser zu verstehen als die der Männer. So löst das Fräulein vom Amt allmählich den Telegrafensekretär ab. Ihre Vermittlungstätigkeit lässt sich in acht Schritten zusammenfassen:

Nach dem Anruf des Teilnehmers bei der Zentrale fällt die entsprechende Klappe am Schrank, die Beamtin meldet sich, fragt nach dem gewünschten Teilnehmer, macht bei diesem die ‚Besetzkontrolle‘, verbindet dann die Anschlüsse, ruft den gewünschten Adressaten, das Gespräch erfolgt und wird nach dem Schlussruf des Anrufenden wieder getrennt (Baumann: 2000, 26).

Anonymität ist zu dieser Zeit des Telefonierens noch ein Fremdwort, schließlich weiß die Vermittlungsbeamtin immer genau wer wen wann und wie oft anruft. Außerdem wird jedes Telefonat im Vermittlungsamt registriert und birgt dabei jedes Mal die Gefahr, von einer fremden Person mitgehört zu werden. Die Angst der Bevölkerung vor heimlichen Lauschangriffen mündet nicht selten in hässlichen Verbalattacken gegen die Damen vom Amt. Schließlich setzt sich 1908 die erste automatische Vermittlungseinrichtung in Deutschland durch, die den Anrufer direkt zum gewünschten Gesprächspartner durchstellt und das Fräulein vom Amt langsam aber sicher obsolet werden lässt. Ab sofort sind die Telefone mit Nummernschaltern ausgestattet, die später zu Wählscheiben werden. [Vgl. Baumann: 2000, 15f. und 26f. / Holtgrewe: 1989, 113-24 / Zelger: 1997, 17f.]

Während des Ersten Weltkrieges entdeckt das Militär das Telefon für sich – an der Front findet man schnell Gefallen an dem technischen Eilboten. Mit seiner Hilfe sollen Soldaten ab sofort Erkundungen über den Feind weiterleiten, was indirekt auch die Verbreitung des Telefons steigert, denn an der Front werden auch Männer mit dem Telefon vertraut, die zuvor *keinen Draht* zu ihm hatten. Dies hebt die Verkaufszahlen nach dem Krieg noch einmal kräftig an und das Telefon hält Einzug ins Kleinbürgertum. In der Weimarer Republik wird der Fernsprecher zum Massenmedium – Telefonieren ist nun Alltag. Dabei kommen alle bisherigen Techniken gemeinsam zum Einsatz: Kurbelmaschinen, Apparate mit Verbindung zum Amt und

Apparate mit Wählscheibe, bei denen der Anrufer direkt zu seinem Gesprächspartner durchgestellt wird. Zusätzlich steigert sich auch die Verbreitung von Telefonzellen, die nun die öffentlichen Plätze zieren. Der Ansturm auf die Münzfernsprecher ist groß, so lautet das Credo der 20er-Jahre: „Fasse dich kurz, nimm Rücksicht auf Wartende!“ (Baumann: 2000, 17). [Vgl. Baumann: 2000, 17f. und 27f. / Thomas: 1989, 91-94]

Mittlerweile vermag das Telefon Verbindungen zum europäischen Ausland herzustellen und wird nunmehr in allen erdenklichen Bereichen, wie der Wirtschaft und Verwaltung, aber auch zur Freundschafts- und Verwandtschaftspflege genutzt. Und: es findet erneut Einzug in die Unterhaltungsindustrie. So bieten in den 20er-Jahren diverse Tanzlokale Tischtelefone an, die als Kuppelinstrumente flirtwilligen Paaren bei der ersten Kontaktaufnahme behilflich sind. Eine Annäherung der Telefonpartner ist durch die technische Zwischenschaltung deshalb so problemlos, weil das Telefon stets die Privatsphäre des anderen wahrt und auf Diskretion bedacht ist. Selbst eine Abfuhr erscheint auf ihrem Weg durch das Telefonkabel am anderen Ende in erträglich abgeschwächter Form. Telefonische Unterhaltung der ganz anderen Art findet sich auch in Telefonstreichen wieder, die nun vermehrt in den Leitungen grassieren. Diese reichen von vorgetäuschten Adressaten, wie der „Entbindungsstation Schwester Erna“ oder der „Katholischen Badeanstalt Müller“ (Baumann: 2000, 32) bis hin zu Täuschungen, die aus der Unkenntnis der Menschen bezüglich der technischen Möglichkeiten des Telefons komödiantisches Kapital schlagen. So kommt es schon früh zu dem Vorfall, dass ahnungslose Menschen ihre Telefone vorsorglich präparierten, weil ein angeblicher Mitarbeiter einer Telefongesellschaft angekündigt hatte, die Leitungen würden im Zuge einer groß angelegten Reinigungsaktion durchgepusht werden. Das Fehlen der visuellen Komponente und die Stimme als einzige Referenz machen das Telefon nicht nur in diesem Bereich zu einem unsicheren Medium, dem man relativ viel Vertrauen entgegenbringen muss. Auch in der Arbeitswelt erkennt man schnell das Problem, das die Flüchtigkeit des gesprochenen Wortes mit sich bringt. Während ein Brief die Worte manifestiert und stets auf das Geschriebene und seinen Urheber verweist, vermag das Telefon das Gespräch nicht zu fixieren. Um dem entgegenzuwirken, finden sich neben öffentlichen Telefonapparaten nun vermehrt Schreibtafeln oder Fernsprechpulte, die es ermöglichen, das Gehörte in kurzen Notizen festzuhalten, das Mündliche sozusagen nachhaltig zu verschriftlichen. [Vgl. Baumann: 2000, 27-33 / Stöber: 2003, 203]



Der größte Triumph des Telefons ist jedoch die Gleichzeitigkeit der Kommunikation, die es herstellt – mit zusätzlicher Distanzüberwindung. So ist es schon bald als clevere Organisationsmaschine aus der Büro- und Geschäftswelt nicht mehr wegzudenken. „Aus den Anzeigebüchern und Angebotsheften wird ersichtlich, dass jetzt ständige Erreichbarkeit zur Bedingung geschäftlichen Erfolgs gehört“ (Baumann: 2000, 34). Weil Begriffe wie Zeit und Geld immer logischer mit dem Telefon verbunden werden, scheint es auch nicht verwunderlich, dass nun telefonische Zeitansagen und Gebührenzähler aufkommen. Schließlich geht das Telefon sogar zum ersten Mal auf Geschäftsreise. Da der Telefon- und Schienenverkehr derselben infrastrukturellen Idee des Netzes entstammen, müssen sie fortan nicht mehr *zweigleisig* fahren: Spezielle Abteile der ersten Klasse bieten den Service der Zugtelefonie an, in denen von und zum fahrenden Zug Telefonate und Telegramme ausgeführt werden können. Schon damals wird dies über Funkverbindungen bewerkstelligt, die man als Vorreiter des heutigen Mobilfunknetzes bezeichnen kann. Auch im privaten Bereich findet das Telefon nun reißenden Absatz, doch ist der Grund, der dahinter steckt, ein denkbar anderer: Für Notfälle jedweder Art wird das Telefon als rettender Draht beworben, der in der heimischen Hausapotheke nicht mehr fehlen darf. [Vgl. Baumann: 2000, 14f. und 34 / Gold: 2000, 77-79]

Im Nationalsozialismus wird der Volkssprecher schließlich von der Deutschen Reichspost verbreitet und beworben. Schnell wird es jedoch zum Kontroll- und Überwachungsinstrument umfunktioniert. Da es als Massenmedium nun mehr Menschen erreichen kann als im Krieg davor, dient es vor allem auch der Verbreitung von nationalsozialistischer Propaganda. Systematisch wird das Telefon nun den nationalsozialistischen Plänen unterworfen:

Im Februar 1933 werden die Grundrechte und damit das Fernsprechgeheimnis außer Kraft gesetzt. Am 19. Juli wird die Durchführung der Kontrolle des Telefonverkehrs der Gestapo übertragen. Zu den gezielt gegen jüdische Menschen gerichteten Verordnungen, Erlassen und Gesetzen gehört deren Ausschluss als Fernsprechteilnehmer (Baumann: 2000, 36).

Während des Kriegs kommt es nicht nur zum Rückgang der Telefonkommunikation, die Privathaushalte werden schließlich sogar ganz ausgeschlossen. Telefonieren dient nunmehr alleine der strategischen Kriegsführung, Organisation und Verwaltung. Auch nach dem Krieg stehen die Telefone still – die Besatzungsmächte stellen den

Telefondienst vorerst ein. Ab sofort müssen Telefone angemeldet werden, sofern sie nicht der öffentlichen Verwaltung angehören. Im Kalten Krieg erlebt das Telefon dann einen erneuten Missbrauch als Überwachungs- und Spionageinstrument. Mit dem Ministerium für Staatssicherheit schafft die DDR einen Geheimdienst, der Oppositionelle und Regimekritiker aufspüren soll. Die Überwachung erfolgt nicht selten über die Abhörung von Telefongesprächen. So befasst sich eine ganze Abteilung des Ministeriums für Staatssicherheit – Abteilung 26 – mit der „Telefonüberwachung von Teilnehmern des Fernsprechverkehrs der Deutschen Post und anderer drahtgebundener Nachrichtensysteme“<sup>1</sup>. [Vgl. Baumann: 2000, 34-36 / Schwender: 2000, 93-103]

In Westdeutschland werden schließlich im Zuge der Währungsreform die Wirtschaftswunderjahre eingeläutet. Diese Zeit ist geprägt von Wohlstand und ausschweifendem Konsum, doch vorerst leisten sich nur Besserverdiener ein privates Telefon, weil für viele Menschen nun erst einmal andere Dinge wie Genussmittel, Kleidung, Gesundheit und Bildung wichtiger sind. 1955 werden außerdem Fernkabel verlegt, die endlich auch das Telefonieren ins Ausland ermöglichen. Im Inland sorgen derweil Ortskennzahlen für mehr Übersicht und Einheitlichkeit. Im darauffolgenden Jahr entstehen erste Einrichtungen zur telefonischen Seelsorge – eine Dienstleistung, die sich das Fehlen der visuellen Wahrnehmung zur Schaffung einer anonymen Basis zu Nutze macht. Generell wird das Telefon im wirtschaftlichen Aufschwung nun zum untrennbaren Begleiter und Bereiter von beruflichem Erfolg. Wer zum erlesenen Kreis derer gehört, die angerufen werden, signalisiert damit, dass er gefragt ist. „Wer telefoniert ist modern, wer dies von seinem elfenbeinfarbenen Apparat aus tut, ist elegant und modern und wer dabei noch raucht, ist ultramodern“ (Baumann: 2000, 42). Auch die Werbeindustrie entdeckt das Telefon als Imageträger und Promoter für unzählige Produkte. Anzeigen, Werbetafeln und selbst Autogrammkarten der frühen Hollywoodstars zeigen allesamt den telefonierenden Menschen als erlesene Person. [Vgl. Baumann: 2000, 40ff.]

Im Berufsleben wird es nun immer wichtiger, erreichbar zu sein und den direkten Draht zu anderen bedeutenden Personen zu haben. Kontakte und Telefonnummern werden zum wertvollen Gut. Die permanente Erreichbarkeit kann jedoch immer beides bedeuten: „Lust und Last“ (Zelger: 1997, 96ff.). Denn wer sich in eine

---

<sup>1</sup> ([http://www.bstu.bund.de/cln\\_028/nn\\_713802/DE/MfS-DDR-Geschichte/Grundwissen/Struktur-und-Aufgaben-des-MfS/aufgaben\\_abteilung\\_26.html\\_nnn=true](http://www.bstu.bund.de/cln_028/nn_713802/DE/MfS-DDR-Geschichte/Grundwissen/Struktur-und-Aufgaben-des-MfS/aufgaben_abteilung_26.html_nnn=true). Zugriff am 18. Mai 2009.)